

# Es führt keine Straße nach Rasa

Einst lebten 200 Menschen im Dorf Rasa. Heute sind es nur mehr ein Dutzend, die hier im Tal Centovalli im Schweizer Kanton Tessin ihren Hauptwohnsitz haben. Dafür kommen gestresste Städter in das Bergdorf, das bis heute nur mit der Seilbahn erschlossen ist.

VON INES SCHABERGER

Er ist einer der Letzten, der hier geboren und aufgewachsen ist. Der 88-jährige Cesare Cesci sitzt im Gartensessel in der Weinlaube vor dem Haus, das er als Maurer selbst gebaut hat, und erzählt von früher. „Es waren andere Zeiten“, sagt der italienischsprachige Schweizer. Jeden Tag ging er die eineinhalb Stunden hinunter ins Dorf Corcapolo, holte die Post und trug die schweren Pakete am Rücken den Berg hinauf. Auch am Sonntag und bei Schnee. „Wir haben Tag und Nacht gearbeitet“, fasst er die Mühsal jener Tage zusammen. Heute bringt der Postbote die Pakete mit der Seilbahn. Straßen gibt es keine, das autofreie Rasa auf 900 Metern Höhe ist nur zu Fuß oder mit der 1957 gebauten Seilbahn zu erreichen.

## „Un disastro“

Die Schule in Rasa, die Cesare besucht hat, gibt es schon lange nicht mehr. Den Schilift auch nicht. „É un disastro“, sagt er, wenn man ihn auf die heutige Situation anspricht. Verbittert wirkt er trotzdem nicht. Er lächelt, und seine hellen Augen leuchten, wenn er erzählt.

Die Schule in Rasa gibt es schon lange nicht mehr. Den Schilift auch nicht.

Bis 1957 war Rasa nur zu Fuß erreichbar. Bei einer Abstimmung wurde entschieden, eine Seilbahn in das Bergdorf zu bauen.



Die St. Anna-Kirche betreut Caesares Frau Agnese. Sie schließt die Kirche in der Früh auf, schmückt sie mit Blumen und putzt sie. Der Kirchturm steht schief, die Turmuhr zeigt eine falsche Zeit. Feuchtigkeit dringt durchs Mauerwerk und frisst die Fresken. Agnese findet, dass es das Wichtigste wäre, das Dach zu flicken.

## Von Armut zu Wohlstand

Aus dem ursprünglich bitterarmen Tal waren einst einige Männer als Lastenträger im italienischen Livorno zu gewissem Wohlstand gekommen. Um 1700 kehrten sie in ihre Heimat zurück und bauten sich prächtige Häuser auf der etwas höher gelegenen Sonnenterrasse über dem Tal.

Heute wäre Rasa wohl längst ausgestorben, hätte nicht Hans Bürki in den 1960er-Jahren einige der halb verfallenen Häuser gekauft. Der Gründer der „Vereinigten Bibelgruppen“ (VBG), einem christlichen Netzwerk von Berufstätigen, Studierenden und SchülerInnen, sah das wachsende Bedürfnis nach Oasen der Ruhe und wollte ein Zentrum für Ferien und Freizeiten daraus machen. Motivierte junge Menschen aus der Schweiz und der ganzen Welt bauten die Häuser wieder auf. „Kein Wasser, kein Elektrisch, Wolldecken vor den Fensterlöchern, Heu und Laubsäcke statt Betten. Eine große Herausforderung für die komfortgewohnte Jugend“, notierte Hansruedi Koller, Architekt und einer der ersten Pioniere des „Campo Rasa“.

## Entschleunigung

Traumhafte Sonnenuntergänge, Vogelgezwitscher, Blick auf die schneebedeckten Walliser Berge. Rasa bietet gestressten Städtern alles, was sie für ihre Suche nach Erholung brauchen. Bis heute reisen viele UrlauberInnen, Familien und junge Menschen hierher. Einer von ihnen ist Lukas Wellauer. Schon die Fahrt mit der Seilbahn entschleunigt, erzählt der 30-Jährige. Gemeinsam mit anderen jungen Erwachsenen bringt er am Vormittag das Heu auf den steilen Berghängen ein, schichtet Holzscheite oder jätet Unkraut.



Der Kirchturm wurde wie die Mauer und die Häuser ohne Mörtel gebaut. Dachstühle aus Kastanienholz tragen die schweren Steinplatten.

Am Nachmittag entdeckt er die Wasserfälle der Umgebung, genießt die Aussicht oder tauscht sich mit Gleichgesinnten aus. „Ora et labora“, beten und arbeiten wie die benediktinischen Mönche, lautet das Motto der Tage in Rasa. Auch Wander-Exerzitien, Fotografie-Kurse sowie Handwerker-Wochen werden angeboten.

### Naturgewalten

Als „halbe Bewohnerin“ von Rasa bezeichnet sich Margrit Hürzeler. Mit ihrem Mann René pendelt die Deutschschweizerin zwischen dem Kanton Aargau und dem gemieteten Haus im Tessin. Sie versteht sich als Brückenbauerin zwischen den Einheimischen und den jungen Leuten, die Rasa besuchen. Bei einem „Nocino“, einem selbstgemachten Nusslikör, erzählen die beiden, warum sie so gerne nach Rasa kommen: „Hier hört man noch den Kuckuck“, sagen sie und beschreiben verschlungene Wurzelwege, verschneite Berggipfel und schillernde Smaragdeidechsen.

Doch die wunderschöne Natur hat auch ihre Kehrseite. Gewitter sind häufig, dann darf die Seilbahn nicht fahren. „Das letzte Mal hatten wir 18 Stunden keinen Strom“, erzählt Margrit. Ersatzteile müsse der Hubschrauber bringen. Die Waldbrandgefahr ist hoch, Wasser ein kostbares Gut. „Das Einzige, was Rasa im Überfluss hat, sind Steine“, sagt



Der 88-jährige Cesare wurde in Rasa geboren, hier möchte er auch sterben.

Rasa wäre wohl längst ausgestorben, hätte nicht Hans Bürki einige der halb verfallenen Häuser gekauft.

René. Die Trockensteinmauern der Häuser halten im Winter die Wärme im Haus und im Sommer die Hitze draußen.

### „Nato e morto a Rasa“

So schön die Natur auch sei, es sind die Menschen, die Rasa besonders machen, ist Margrit überzeugt. Doch die werden immer weniger. René und Margrit erzählen von lieben Verstorbenen. Flavio zum Beispiel. Er war ein „Dorf-Original“, ein „Alm-Öhi mit weißem Schnauzer“, der ein Auge für das Spezielle hatte und das Dorfleben in seinen Gemälden festhielt. Auch Caesares Schwester, die ein kleines Restaurant hier führte, lebt nicht mehr. Viele andere sind längst weggezogen. Warum sind die beiden geblieben? „Wegen Cesare“, antwortet Agnese. Und ihr Mann? „Nato e morto a Rasa“, sagt er. Hier ist er geboren, und hier will er sterben. Und wer einmal in Rasa auf Besuch war, der kann seinen Wunsch nachvollziehen. ■